



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Erinnerung an jene Schreckensnacht war längst getilgt, da kommt der Gallige aus Heft 23 der Grenzboten, und auf einmal stehen mir alle Schrecken von Nr. 33 des Brockenhotels wieder lebendig vor der Seele. Ich kann sie nicht anders bannen, als indem ich sie mit dem geneigten Leser teile.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Börsenreform. Der Assessor A. Eschenbach, der, wie er sagt, das Börsenwesen nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch gründlich studirt hat, ist von zwei Körperschaften, der ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Sachsen und dem deutschen Landwirtschaftsrat, veranlaßt worden, seine Erfahrungen, Ansichten und Reformvorschläge zu entwickeln, und hat dann den in Dresden gehaltenen Vortrag nebst dem für den Landwirtschaftsrat abgefaßten Gutachten unter dem Titel Zur Börsenreform voriges Jahr bei Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin herausgegeben. Die kleine Schrift ist das klarste und verständigste, was wir bis jetzt über den Gegenstand gelesen haben. Der Verfasser weist einerseits die Unentbehrlichkeit der Zeit- und Termingeschäfte nach und stellt andererseits das Unheil, das ihr Mißbrauch anrichtet, in seinem vollen Umfange dar. Wie unmöglich es ist, jene viel angefochtenen Geschäfte zu verbieten, zeigt er unter andern an folgendem Beispiel. „Der Kaufmann X hat in Rußland große Roggeneinkäufe gemacht, die er nach Ausbruch in Deutschland erwartete; er hat dasselbe Quantum an große Mühlen auf Oktober- und Novemberlieferung verkauft. Es tritt Frostwetter ein, die baltischen Häfen frieren zu, er kann den Roggen nicht liefern; anderweit ist der Roggen gar nicht oder nur mit ganz enormen Kosten zu beschaffen. Was bleibt ihm übrig? Er zahlt den Unterschied zwischen dem Verkaufspreise und dem Preise am Tage der Lieferung und überläßt es der Mühle, ob sie an diesem Tage sich selbst auf seine Kosten anderweit Roggen kaufen oder mit der gedachten Differenz zufrieden sein will.“ Andererseits hebt er hervor, daß die Börse die zweite ihrer beiden Aufgaben, die richtige Preisbildung, nur noch sehr unvollkommen erfüllt, weil es nur bei fünf Prozenten aller Börsengeschäfte auf wirkliche Lieferung der Ware abgesehen ist, der Preis daher weniger von dem Verhältnis zwischen reellem Angebot und reeller Nachfrage, als von dem für die Spekulation vorhandenen Kapital und den zu Spekulationszwecken verbreiteten Nachrichten abhängt. Das wirksamste Heilmittel sieht der Verfasser in dem vollständigen Ausschuß des spekulirenden Publikums von der Börse. Die Börsenhändler sollen korporativ zusammengefaßt und von dem Privatpublikum, das etwa Lust zu spielen hat, durch unzweideutige gesetzliche Bestimmungen deutlich geschieden und zugleich alle Kreditgeschäfte zwischen Börsenhändlern und Privaten für unklagbar erklärt werden. Das heutige Handelsgeßetz hält Eschenbach für unbrauchbar und veraltet, und die Willkür, zu der die Richter unter diesen Umständen genötigt sind, wo es sich um die Klagbarkeit von Börsengeschäften handelt, für gefährlich. „Mit der bequemen Ausrede, es geschehe den Dummen recht, die an der Börse ihr Geld

verlieren, dürfe man die Börsenreform nicht ablehnen. Einmal dränge sich das Publikum nicht immer aus freien Stücken dazu, sondern werde auch durch lügenhafte Prospekte und durch Agenten verlockt. Sodann bedeute die Beteiligung des Privatpublikums eine große soziale Gefahr. „Es ist für die Allgemeinheit nicht gleichgültig, wenn Handel und Wandel vom Spiel abhängig werden, wenn sich in wenig Händen immer mehr die Enderträge der produktiven Arbeit anhäufen, wenn als Pendant dazu tausend und abertausende von Familien, die früher wohlhabend und konsumtionsfähig waren, an den Bettelstab gebracht werden, wenn die Spielwut und die Lust an mühelosem Gewinn immer weitere und weitere Kreise ergreift.“ Das spielende Privatpublikum allerdings ist immer und unter allen Umständen gelehrt, wie in der Neuen Freien Presse einmal ein Kundiger verraten hat. Aber wie leicht es für die Eingeweichten ist, mühelos Vermögen zu erwerben, das stellt der Verfasser in folgendem Sage dar. „Das kleinste eben gegründete Bankhaus, das, von irgend einem entlaufenen Kommissar gegründet, der womöglich seinem Prinzipal die Kundenlisten gestohlen hat und mit ein paar tausend Mark, die durch verlockende Zeitungsannoncen auf dem Wege der Kommanditbeteiligung zusammengebracht sind, ausgestattet ist, ich sage, ein solches Bankhaus hat den ersten Schritt zur Million gethan, wenn es seine Hand überhaupt nur erst einmal in den Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft hat oder in einer günstigen Konjunktur selbst eine faule Gründung zu stande gebracht hat.“

Dieser Satz veranlaßt uns, noch ein Wörtchen über die Börsensteuer beizufügen. Mit der steht es ungefähr eben so wie mit den andern beiden Steuer-Vs. Jahraus jahrein wird von frommen Patrioten dem deutschen Volke Buße gepredigt ob seines sündhaften Durstes und seines nicht weniger sündhaften Mangels an Opferwilligkeit für Kanonen und Kasernen. Diese offenbar in einer andern Welt lebenden frommen Patrioten scheinen sich vorzustellen, die Bier- und Branntweinsteuer werde in der Weise erhoben, daß der Deutsche seine Nickel in die Militärkasse wirft, anstatt sie auf Bier auszugeben, so daß, wenn es auf dem Gipfel der Entsagung angelangt sein wird, die deutschen Kriegsminister über jährlich anderthalb Milliarden zu verfügen haben werden. Würde diese Einrichtung getroffen, dann allerdings würden wir uns den Predigern anschließen, wenn wir auch außer der militärischen noch manche andre nützliche Verwendungsart für das heillose Geld wüßten. Denn den Durst des durchschnittlichen Deutschen finden wir allerdings höchst lächerlich, und seine Anhänglichkeit an den Saugpfropfen für erwachsene Säuglinge unwürdig und kindisch. Auch haben wir einen sehr geringen Begriff von seiner Opferwilligkeit. Zwar hat ein Freund der „Kölnischen Zeitung“ jüngst den Vorschlag gemacht, das für jedes Seidel übliche Trinkgeld dem Reichsfiskus statt dem Kellner zu schenken, aber daß einer auf das Seidel selbst verzichtet hätte, ist bis jetzt noch nicht vorgekommen. Ja wir sind überzeugt, daß gar mancher von jenen frommen Patrioten, wenn er den nicht existirenden Reichsfinanzminister zur Annahme eines Geschenks von jährlich sechsunddreißig Mark bewegen könnte, diese sechsunddreißig Mark lieber am Grenzbotenabonnement oder, mit Berufung auf Kneipp, an den Stiefeln seiner Zungen ersparen würde, als an seinen Cigarren.

Also, vom moralischen Standpunkte aus ist ja diese für Militärvorlagenzeiten in allen staatsverhaltenden Redaktionen vorrätige Predigt durchaus berechtigt, aber leider hat unser Steuersystem mit der Moral nichts zu schaffen. Nicht durch Enthaltensamkeit, sondern durch Sausen wird die Bier- und Branntweinsteuer entrichtet, und wenn in Deutschland jenes Samlagsystem zur Herrschaft gelangte, wodurch

sich das Norwegervolk vor dem drohenden Untergange im Säuferwahnsinn gerettet hat, so würden nicht allein unsre Reichsfinanzen, sondern auch die großen ostelbischen Branntweinbrenner Bankrott machen, deren Wohl der Staat wie seinen Augapfel behütet. Hat doch schon die jetzt bestehende Branntweinsteuer den Verbrauch in einem sowohl für die Reichsfinanzen wie für die Brenner empfindlichen Grade vermindert. Will man aus Bier und Branntwein mehr heraus schlagen, so muß man den deutschen Durst ungeschoren lassen und an die Opferwilligkeit — nicht des deutschen Volkes — sondern der etwa sechstausend großen Brauer und Brenner appelliren, und das wäre auch schon darum weit praktischer, weil sich zwar mit sechstausend Mann, aber nicht mit fünfzehn Millionen Mann unterhandeln läßt.

Ähnlich nun verhält sich die Sache bei der Börsensteuer. Man klagt über die Spielwut des Publikums, man schimpft auf die Börse und die Juden, man schreit nach einer hohen Börsensteuer. Ist dann eine neue Börsensteuer fertig, so sieht man, daß sie dem rechtschaffnen Sparer abgeknappst wird, der sich ein Wertpapier kauft, aber den Spekulationsgewinn der großen Emissionshäuser und der Börsenjobber ganz unberührt läßt. Auch von dem neuen Börsensteuerentwurf verzichern solide kleine Bankiers, die keine Aussicht haben, Millionäre zu werden, seine Durchführung würde nur den soliden Geschäftsverkehr erschweren, den Spekulanten aber gar nichts thun. Und doch liegt auch hier, wie bei den andern beiden Bs, das richtige so nah und so klar vor Augen. Warum schlägt man sich immer mit den nebelhaften, unsaßbaren Begriffen Publikum, Börse und Judenthüm herum? Warum faßt man nicht die paar hundert oder tausend Personen, die sich an der Börse bereichern? Die Namen ihrer Häupter sind weltbekannt. Es sind sehr ehrenwerte Herren, die ob ihrer konservativen Gesinnung und ihrer Opferwilligkeit fürs Vaterland von allen Ministern und gekrönten Häuptern — der einzige Fürst von Lippe-Schaumburg hat einmal den Respekt verweigert, aber der ist zum Glück jetzt tot — mit Ehrfurcht behandelt werden. Jedes dieser Häupter kennt seine Getreuen. Wie wäre es nun, wenn Regierung und Reichstag zusammen diese ehrwürdigen Herren folgendermaßen anredeten: „Höchst würdige, allgerösmächtigte Herren! Die Vorschläge des Herrn Eschenbach sind ausgezeichnet, nur wird es einige Jahrzehnte dauern, ehe sich unsre Geheimräte und Abgeordnete über ihre Formulirung geeinigt haben werden. Es giebt aber unzufriedne Volksmassen, zu deren hervorragenden Tugenden die Geduld nicht gehört, und es giebt Naturgewalten, z. B. schlechtes Erntewetter und Hunger, die so unvernünftig sind, daß man mit ihnen nicht unterhandeln kann. Wenn nun solche Naturgewalten auf eine erhitzte ungeduldige Volksseele stoßen, dann ereignet sich manchmal eine Explosion, für deren Abwendung keine Regierung mit Sicherheit bürgen kann. Solche Explosionen haben schon manchmal die Köpfe von Königen weggerissen, und wir glauben aus gewissen Anzeichen schließen zu dürfen, daß bei der nächsten Explosion die teuern Häupter eurer Heiligkeiten weit mehr gefährdet sein würden, als die der Fürsten; das ist ja auch schon darum wahrscheinlich, weil Höchstdieselben so viel erhabnere und wichtigere Personen sind. Also laßt euch herab, zu erwägen, wie teuer euer Leben ist, und daß es mit einem Theile eures Mammons nicht zu teuer erkaufte werden würde; bedenkt, daß geköpft werden weh thut, gehenkt werden unanständig ist, und daß ihr durch ein kleines Trunkgeld dieses infandum vielleicht abwenden könnt. Wir wollen nicht indiscret sein, wollen uns nicht in eure Geheimnisse eindringen, euer bloß zum Wohle des Vaterlandes betriebnes Geschäft nicht stören. Aber wir wissen, daß es euch, euern Fremden und Dienern jährlich so

etwa tausend Millionen Mark abwirft. Opfert von diesem Gelde den fünften Teil, um den Reid der Götter zu beschwören! Repartirt die Summe unter euch ganz nach Belieben! Ihr kennt einander. Wir schauen nicht hinein, wir forschen nicht nach. Am 31. März jedes Jahres werden eure Obersten: der Herr von X und der Herr Baron von Y einen Check über zweihundert Millionen Mark einem Abgesandten des Reichsschatzamtes überreichen."

Wenn wir uns recht erinnern, hat vor etwa zehn Jahren Bismarck selbst einmal diesen Gedanken angeregt.

Akademische Reklame. Wir haben uns vorgenommen, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, die uns an die Macht der internationalen Reklame erinnert. Wir halten es für unerläßlich, daß die groben und feinen Fäden des Netzes erkannt werden, die sie uns in tausend Fällen über den Kopf werfen will. Irgend ein Teil des Selbstbewußtseins und Ansehens unsrer lieben Deutschen läuft jeden Augenblick Gefahr, von ihr verdunkelt zu werden, sie ist ununterbrochen beschäftigt, unser Fundament zu unterminiren. Und unsre Presse, die unser Wächter und Hüter sein sollte, hilft dazu, statt zu warnen. Ja ein großer Teil der internationalen Reklame für andre wird geradezu durch sie besorgt! Machen wir uns doch endlich einmal klar, daß diese Reklame, so lange wir uns über sie täuschen oder uns sogar für sie ausnutzen lassen, einen guten Teil der Größe Frankreichs ausmacht, daß in dieser politischen Kunstindustrie mit Telegraph, Post, Zeitungen und Büchern noch viel Staunenswerteres leistet, als in Bronze oder Handschuhleder. Dicht hinter ihm kommt England. Wir regen uns, sind aber wahre Stümper neben diesen beiden.

Unsre Nachbarn haben es verstanden, selbst den Zweig menschlicher Thätigkeit, der seinem Wesen nach Reklame weder braucht noch verträgt, die Wissenschaft, in den Dienst ihrer engen, im Grunde gemeinen Interessen zu stellen. Ob die Wissenschaft blüht oder nicht, vierzig Unsterbliche müssen da sein. Wenn die obern Stufen leer sind, sucht man sie auf den untern. Von Leuten, die auf irgend einer kleinern deutschen oder schweizerischen Universität ohne Aufsehen lehren und forschen, sodasß ihr stilles Dahinwandeln uns allen als Teil und Bedingung ihres Wesens erscheint, wird in Paris ein Wesen gemacht, als wäre nur die Welt groß genug für ihre Wirksamkeit, besonders aber für ihren Ruhm. Ihre Namen werden in alle Richtungen hinausgeschrien, und die Bewegung von ein paar Sandkörnern, genannt akademische Wahl, wächst auf dem Wege der internationalen Reklame zu einer Lawine an. Der Keger am Kongo und der Hurone am Ottawa lesen die hinaustelegraphirten Berichte über die bedeutungs- und folgenlosesten Rivaltäten von ein paar Pariser Professoren. Besonders liest sie aber der Deutsche. Dieser lern- und wißbegierige Mensch ist durch seine Tagesblätter seit Jahrzehnten daran gewöhnt, solche Nachrichten als Beiträge zur Weltgeschichte hinzunehmen. Ein Broca oder Quatrefages werden in seinem Frühstück= (darum aber nicht weniger Wurst=) blatt zehnmal genannt, ehe ein Helmholtz oder Sylbel einmal vor- kommt. Die aufgeblasensten Beweihräucherungsreden werden in extenso wieder- gegeben. Und ob X oder Y bei der Wahl die größern Aussichten haben, dafür muß selbst Posenuckel interessirt werden. Je weniger wahre Bildung vorhanden ist, um so kräftiger wirken diese Übertreibungen. Daher sind Engländer, Amerikaner, Spanier, Portugiesen, Türken die hingebendsten Bewunderer und Mitverfälscher der Größe der französischen Wissenschaft. Aber auch wir lassen uns Sand in die Augen streuen.

Die urteilsfähigen Franzosen sind von der wissenschaftlichen Größe ihres Landes heute viel weniger überzeugt, als die urteilslosen Nichtfranzosen. Aber sie nehmen natürlich die Huldigungen gern entgegen. Warum sollten auch sie gerade auf den Abstand zwischen Leistung und Ruhm hinweisen? Zu der Weltstellung Frankreichs, das wissen die Wissenden sehr wohl, trägt die künstlich genährte Überschätzung seiner Leistungen sehr viel bei. Dieser Überschätzung werden alle Nationen der Erde zinsbar gemacht. Ein Gelehrter, dessen Verdienste mit allen Würden belohnt sind, die Heimat und Fremde erschwingen konnten, wird endlich auch zum Korrespondenten der französischen Akademie gewählt. Das ist dann die Krönung von allem. Und es giebt bei uns und anderswo geniale und scharfsinnige Köpfe, die kein Gefühl für das Unmaßende einer solchen Ernennung vonseiten einer Körperschaft haben, deren fachverwandte Größen oft weit hinter dem Erwählten zurückbleiben. Warum steht gerade der Wert der Pariser Akademiepreise so hoch? Doch nur, weil man daran glaubt. Um diese für Frankreichs „Prestige“ heilsame Höhe zu halten, wiederholen alle Blätter der Welt die Wahl eines fremden Gelehrten, dessen Leistungen längst von viel urteilsberechtigten Seiten, ohne Tamtam, alle Anerkennung gefunden haben, die geistige Leistungen überhaupt verlangen können. So wird zuletzt fremde Geistesgröße und Arbeit dem Ruhme Frankreichs tributpflichtig gemacht.

Die Beteiligung der Schule an den Aufgaben der Gegenwart. Um unser in Heft 25 gegebenes Versprechen einzulösen, kommen wir heute auf die kürzlich in Bonn abgehaltene Direktorenkonferenz mit einigen Worten zurück. Wir wußten uns in guter Gesellschaft, als wir uns mit allem Nachdruck dagegen aussprachen, daß vor sechzehn- bis neunzehnjährigen Menschen die Lehren der Sozialdemokratie erörtert und widerlegt werden sollten. Schon auf der vielbesprochenen Historikerversammlung in München hatte man den bekanntlich von Martens unternommenen Versuch, die Schule für die Politik auszunutzen, mit Entschiedenheit zurückgewiesen; von etwa hundert Geschichtslehrern waren bis auf zwei alle der Überzeugung, daß man den Geschichtsunterricht nicht mit politischen Aufgaben belasten dürfe und alles ablehnen müsse, was irgendwie „nach Gefinnungsdrill schmecke.“ Es wurde mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß für die jedesmal herrschende Partei die Versuchung nahe liege, die Schule und besonders den Geschichtsunterricht zu benutzen, um durch eine einseitige Erziehung ihre Herrschaft zu befestigen. Ja man ging sogar noch einen Schritt weiter, indem man schon die manchem vielleicht unverdächtig klingende Forderung der neuen preussischen Lehrpläne, „die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung unter Hervorhebung der Verdienste der Hohenzollern zu lehren,“ als bedenklich und gefährlich bezeichnete. In dieser Forderung liege eine Versuchung zur Schmeichelei und zur Entstellung der Wahrheit, und es werde sich schwerlich verhüten lassen, daß die aus sehr verschiedenenartigen Beweggründen und nicht immer aus dem Entschluß der Herrscher hervorgegangne Bauernschutzgesetzgebung und die Stein-Hardenbergschen Gesetze für den Ruhm der herrschenden Dynastie ausgebeutet würden. Trotz der offenkundigen Niederlage, die den Ansichten des Direktor Martens in München bereitet worden war, lebten sie in den Thesen des der Bonner Konferenz vorgelegten Referats wieder auf. Inzwischen scheint sich aber der Berichterstatter selbst von der Unhaltbarkeit seiner Stellung überzeugt zu haben, denn für die mündliche Erörterung hatte er sich mit dem Korreferenten zur Aufstellung einer Anzahl gemeinsamer Thesen vereinigt, deren Vergleich mit den ursprünglichen uns an die alte Wahr-

heit erinnerte, daß keine Suppe so heiß gegessen wird, wie sie gekocht wird. Während es früher hieß: „Die ökonomischen Ziele der Sozialdemokratie können in Untersekunda an den Forderungen des Gothaer Programms klar gemacht werden; in der Oberprima werden diese Unterweisungen wiederholt und durch Eingehen auf die politisch und sittlich revolutionären Tendenzen der Sozialdemokratie erweitert und vertieft,“ legen sich die gemeinsamen Thesen folgende erfreuliche Selbstbeschränkung auf: „14: In Untersekunda schließen die Unterweisungen mit der Darlegung des sozialen Lebens unsers Volks in der Gegenwart und dessen Beeinflussung durch die soziale Gesetzgebung. 15: In Oberprima geht der Unterricht näher ein auf die soziale Frage der Gegenwart, die Entstehung und die Ziele der Sozialdemokratie. 16: Auch in Oberprima ist die weitere Aufgabe weniger eine direkte Bekämpfung sozialistischer Irrlehren als die Eröffnung des Verständnisses für den Ernst der Lage und für die der bürgerlichen Gesellschaft daraus erwachsenden Aufgaben. 17: Ohne in eine nähere Erörterung der sozialistischen Theorien einzutreten, weist der Unterricht die Unmöglichkeit und Verderblichkeit der Bestrebungen der Sozialdemokratie an der Hand des gesunden Menschenverstandes und konkreter Thatfachen nach.“ Die Konferenz lehnte aber selbst diese Sätze in der mitgeteilten Form ab und gab ihnen schließlich eine Fassung, durch die wir die Gefahr, die pädagogischer Übereifer anzurichten drohte, glücklich beseitigt sehen. These 15 wurde gänzlich verworfen und darauf 16 und 17 zu einer neuen verschmolzen; die ungefähr das Gegenteil von dem sagt, was die Antragsteller beabsichtigt hatten: „In Oberprima ist die Aufgabe weniger eine direkte Bekämpfung sozialistischer Irrlehren, als die Eröffnung des Verständnisses für den Ernst der Lage und für die der bürgerlichen Gesellschaft daraus erwachsenden Aufgaben, ohne daß man in eine nähere Erörterung der sozialistischen Theorien einzutreten hätte.“ Dieser Sieg der besonnenen Richtung ist deshalb besonders wichtig, weil der Geheimere Oberregierungsrat Stauder aus Berlin als Vertreter der preussischen Unterrichtsverwaltung an den Beratungen teilnahm und wiederholt für eine maßvolle Auffassung der Dinge eintrat.

Wir schlossen seiner Zeit mit dem Hinweis auf einen seltsamen Widerspruch zwischen den allgemeinen sozialen Bestrebungen der preussischen Regierung und den besondern Maßregeln ihres Finanzministers. Derselbe Widerspruch ist auch an andern Punkten zu erkennen. Unter dem schlecht verhüllten Einfluß des Finanzministers hat das Kultusministerium verfügt, daß die Lehrer an den höhern Unterrichtsanstalten künftighin mehr als bisher zur „vollen Pflichtstundenzahl“ herangezogen werden sollen. Schon die Verdeutschung des frühern Ausdrucks „Maximalstundenzahl“ läßt erkennen, daß man in Zukunft das, was bis jetzt als Ausnahme galt, zur Regel zu erheben gedenkt. Und das geschieht, nachdem die auf allerhöchsten Wunsch vor einigen Jahren in Berlin zusammengetretene Schulkonferenz — die allerdings mancherlei Dinge beschlossen hat, die lediglich auf dem Papier stehen geblieben sind — ausdrücklich anerkannt und betont hat, daß die Einführung der Reformen an die sämtlichen Lehrer erhöhte Ansprüche stellen werde, denen man durch eine Erleichterung hinsichtlich der Pflichtstundenzahl gerecht werden müsse! Ob der Herr Minister wohl weiß, daß der, der unter allen Umständen billige Ware haben will, mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht nur billige, sondern auch schlechte Ware erhält? Schon ist eine ganze Reihe von Anstalten benachrichtigt worden, daß man bei der Aufstellung der Unterrichtspläne darauf bedacht sein möge, Lehrkräfte zu sparen; schon ist thatsächlich eine Anzahl von erledigten Stellen nicht wieder besetzt worden, und weitere „Ersparnisse“ stehen in Aussicht! Ob der

Herr Minister wohl ahnt, wie derartige rein fiskalische Maßregeln in dem Kreise der Männer beurteilt werden, die doch nach seiner Meinung an erster Stelle berufen sind, dem heranwachsenden Geschlecht die Überzeugung von der Gerechtigkeit der gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung beizubringen? Vor einiger Zeit meinten die Grenzboten, daß die akademisch gebildeten Lehrer in Preußen für ihre Lage zum Teil selbst verantwortlich wären, weil sie sich nicht zu einer einmütigen Vertretung ihrer Interessen aufzuraffen vermöchten. Den Vorwurf, der in diesem Satze lag, haben die preussischen Lehrer nicht verdient. In allen Provinzen der Monarchie bestehen Vereine, die sich die Hebung der äußern Lage des Standes als Ziel gesteckt haben; unter schwierigen Verhältnissen haben diese Vereine den Beweis von der Berechtigung und von der Notwendigkeit ihres Daseins zum Frommen des Ganzen in glänzender Weise geliefert, und wenn ihren Bestrebungen bis jetzt der erwünschte Segen „von oben“ nicht zu teil geworden ist, so hilft das voraussichtlich zur Verbreitung und Befestigung des Glaubens, daß die Unterstützung jener Vereine für jeden Lehrer, der es mit seinem Stande und mit der Erziehung der vaterländischen Jugend ernst nimmt, eine unabwiesbare Pflicht sei.

Herr Ludwig Fränkel. Das letzte Doppelheft der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ (5/6) enthält vier Bücherbesprechungen hinter einander, von denen die erste von Ludwig Fränkel in Stuttgart, die zweite und dritte von Ludwig Fränkel in Nürnberg und die vierte von Ludwig Fränkel in Leipzig unterzeichnet ist. Diese vier Besprechungen sind aber nicht etwa von drei verschiednen Mitarbeitern geschrieben, sondern stammen augenscheinlich aus ein und derselben Feder. Entweder gehört also der Verfasser einem nomadisirenden Volksstamm an, oder er ist ein eitler Schulsuchz, der sich gerade auf einer Ferienreise befunden hat und nun jene stolzen Vorreden deutscher Professoren kopirt, die unterzeichnet sind: Rom, am zweiten Ostertag 1882. Wahrscheinlich ist beides der Fall. Wenigstens schwingt der Verfasser das Weihrauchfaß nach allen Seiten mit solcher Plumpheit und sucht sich auf allen Seiten so aufdringlich anzusetzen, wie das ein deutscher Mann nicht fertig bringt, und dabei sind diese vier Besprechungen in einem so unangenehmen Gemisch von Stümperhaftigkeit und Ziererei geschrieben, wie man es nur bei ganz grünen Burschen findet. Ein paar Beispiele werden genügen. In der Besprechung der „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte“ heißt es: „Nur in aller Kürze soll hier auf ein neues Unternehmen aufmerksam gemacht werden, dessen Gedanke und Anlage schon die nachdrücklichste Teilnahme verdienen würde, auch wenn die Ausführung nicht allseitige günstige Aufnahme verbürgte. Nicht bloß für die Fachmänner und die Deutschpädagogen, sondern auch für sämtliche Freunde unseres (!) vaterländischen (!) Schrifttums in dessen den Laien zugänglichen Perioden und seiner wachsenden Bekanntwerdung und Erkenntnis.“ In der Besprechung von Leizners Deutscher Literaturgeschichte steht: „Wir können uns zwar keineswegs mit sämtlichen Anschauungen, die Leizner über unsere (!) vaterländische (!) Literatur entwickelt, einverstanden erklären. Aber erstens ist diese Thatsache der vielfachen Abweichungen im Urtheil eigentlich selbstverständlich, und zweitens muß eingeräumt werden, daß die kundgegebenen Ansichten fast ausnahmslos auf dem Grunde einer selbständigen Erwägung fest erworbener Erkenntnis ruhen.“

Die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ hat seit einiger Zeit ihren Umfang verdoppelt und dadurch sehr viel Papier gewonnen. Infolge dessen mehren

sich neuerdings bedenklich die Beiträge — namentlich das sogenannte Sprechzimmer ist reich daran —, die besser im Papierkorbe verschwunden wären. Schon aus Erbarmen mit den Einsendern sollte die „Schriftleitung“ manches nicht abdrucken. Es ist nicht hübsch, wenn ein Redakteur einfach nach dem Grundsatz verfährt, jeden Mitarbeiter seine Haut zu Markte tragen zu lassen, und Aufsätze abdruckt, die nach Inhalt und Form keine andre Bestimmung in der Zeitschrift haben können, als den Beiträgen des Herausgebers und einiger andern Leute als Folie zu dienen. Wenn aber die Anwendung dieses Grundsatzes so weit getrieben wird, wie bei diesen vier Besprechungen, so dürfte die Geduld der Leser bald zu Ende sein — trotz des „kündigen Urteils,“ das die „Jahresberichte für Literaturgeschichte“ über die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ abgegeben haben, und über dessen Empfang hier durch Vermittlung des Herrn Ludwig Fränkel mit gerührtem Händeschütteln öffentlich quittiert wird.

Ein Wunschzettellkonzert. Einer der Leipziger Militärmusikdirektoren hat den genialen Einfall gehabt, in seinen letzten Konzerten an das Publikum einen Wunschzettel verteilen zu lassen. Auf diesem Wunschzettel sind 120 Musikstücke verzeichnet, von denen sich jeder Zuhörer 12 aussuchen darf. Die 12 Musikstücke, die die meisten Stimmen erhalten haben, sollen dann in einem „großen Extrakonzert“ am 16. August gespielt werden.

Wir haben in den Grenzboten wiederholt darüber geklagt, wie der musikalische Geschmack der großen Masse durch unsere Militärmusik systematisch ruiniert wird. Wie berechtigt diese Klage war, kann gar nicht trauriger bestätigt werden, als es durch diesen Wunschzettel geschieht. Unter den 120 Musikstücken, die er aufzählt, sind 15 Ouvertüren, 12 Märsche, 15 Walzer, 10 Mazurken, 10 Polkas, 10 Galopps und 12 Potpourris. Die übrigen 36 Stücke sind, wie es in der Überschrift lüderlicherweise heißt: „Symphonische Opernsätze und Lieder.“ Das soll heißen: „Symphonische Sätze, Opernsätze und Lieder.“ Genau genommen sind es: 1 (!) Symphoniesatz, 1 (!) Quartettsatz, 1 (!) Sonatensatz, 4 sonstige Konzertstücke (nämlich 2 sogenannte Rhapsodien, natürlich von Liszt, und zwei Konzertpolonaisen), 5 (!) Lieder und 22 Nummern aus Opern und Ballets. Unter diesen 22 Nummern sind aber wieder 13 Potpourris. Die Bezeichnung „Potpourri“ ist zwar neuerdings etwas in Mißkredit gekommen*); man bezeichnet jetzt als Potpourri nur noch die entsetzlichen Zusammenlickereien aus den verschiedensten Musikstücken — eine „Kunstform,“ so dumm und so gemein, daß sie auf jedem andern Kunstgebiete als auf dem der Musik ganz undenkbar wäre. Die Zusammenlickereien von Stücken ein und derselben Oper bezeichnet man jetzt vornehmer als: „Szenen aus“ oder „Fantasie aus“ oder „Anthologie aus“ oder „Selektion (!) aus.“ Natürlich sind aber auch das nichts andres als ganz gewöhnliche Potpourris, sodaß sich unter den 120 Nummern des Wunschzettels in Wahrheit 25 Potpourris befinden.

Nun wird kein Mensch so pedantisch sein, zu verlangen, daß in einem Extrakonzert für die große Masse nur wirkliche Konzertmusik gespielt werde. Man darf aber doch auch nicht ganz vergessen, daß der Marsch dazu da ist, beim Marschieren gespielt zu werden, daß der Tanz dazu da ist, zum Tanze gespielt zu werden, daß die Opernmusik dazu da ist, im Theater gespielt zu werden, Lieder endlich dazu

*) Bekanntlich bedeutet pot-pourri eigentlich: verkaufter Topf, also etwas ähnliches wie ragout — ein Gericht, bei dem allerhand Fleischreste, die bedenklich zu werden anfangen, klein geschnitten und mit einer „pikanten“ Brühe übergossen sind.

da sind, gesungen zu werden. Der ganze Wunschzettel aber besteht, mit wenigen, verschwindenden Ausnahmen, aus Theater-, Tanzboden- und Straßenmusik! Das ist eine entsetzliche Verirrung.

Noch viel entsetzlicher aber erscheint der Wunschzettel, wenn wir die Namen der Komponisten ansehen: die, die drauffstehen, und die, die fehlen. Mit 10 Nummern ist Wagner vertreten, Beethoven mit — 4, Schubert mit — 2! Gar nicht vertreten sind: Bach, Händel, Haydn, Mozart, Mendelssohn, Schumann, Brahms, ganz zu schweigen von vielen deutschen Meistern zweiten oder dritten Ranges. Man denke: in Leipzig, in der Stadt, die für die Musikstadt Deutschlands par excellence gilt, unter 120 Musikstücken nicht ein Ton von Mendelssohn, nicht ein Ton von Mozart!

Leider ist es dahin gekommen, daß die Militärkapellen das ganze bische musikalische Leben der großen Masse beherrschen. Vor zwanzig, dreißig Jahren gab es in unsern großen Städten noch anständige Zivilkapellen, bei denen man für ein bescheidenes Eintrittsgeld ein wirklich gutes Konzert hören konnte. Der Verfasser dieser Zeilen hat von einer solchen Kapelle nach und nach alle Beethoven'schen Symphonien spielen hören — die drei ersten Sätze der neunten nicht ausgenommen. In den letzten zwanzig Jahren sind diese Kapellen immer mehr durch die Militärmusik verdrängt und schließlich ganz tot gemacht worden. Schänkwirte wie Publikum — alles läuft nur noch dem zweierlei Tuche nach. Der Hauptgenuß in einem Militärkonzert ist ja gar nicht die Musik — sondern das sind die Uniformen, das blank gepuhte Blech und vor allen Dingen der stadtbekannte, beliebte, gefeierte Militärmusikdirektor, der, um ein Konzert zu dirigiren, nicht etwa seinen Stiefelputzer oder seine Photographie schickt, sondern — welche Ehre für das Publikum! — das Konzert „persönlich leitet,“ beim Dirigiren den beglückten Hörern den Anblick seiner wohlgenährten Vorderseite gönnt, sich selbstgefällig auf den Bechen wippt und so allerliebste Späße mit dem Taktstock macht. So weit sind wir. Armes Volk!

Über den Zweck, der durch den Wunschzettel erreicht werden soll, glauben wir uns ebenso wenig zu irren, wie über den Ausfall der Abstimmung, vorausgesetzt, daß die Stimmen wirklich genau gezählt werden, und das Konzertprogramm genau nach der Abstimmung zusammengestellt wird. Wir wollen uns aber heute jeder Bemerkung darüber enthalten und zunächst das Programm abwarten.

Ein Preßprozeß, der gegen Ende Juli in Wien verhandelt wurde, wirft ein so grelles Licht auf den segensreichen Einfluß gewisser Freiheiten, namentlich der unbedingten Preßfreiheit und der Freiegebung der Advokatur, daß es sich verlohnt, ihn ein wenig ins Auge zu fassen. Es handelte sich um „gröbliche, öffentliches Argerniß erregende Verletzung der Sittlichkeit und Schamhaftigkeit,“ und die Verhandlung fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Die Schweinerei muß alles Maß überschritten haben, da selbst die Geduld der, wie auch der Staatsanwalt berührte, in solchen Dingen sehr nachsichtigen Wiener Polizei gerissen war, und schließlich Strafen von drei und sechs Monaten verhängt wurden. Das angeklagte „Organ der öffentlichen Meinung“ nennt sich „Die Gesellschaft“ und befaßt sich nach Aussage des Herausgebers hauptsächlich mit Theaternachrichten. Er habe, sagte er, Beziehungen zu den Bühnen, bringe über sie die „wichtigsten und sensationellsten Nachrichten und habe daher nicht Zeit, solche Lappalien und Dummheiten zu lesen.“ Der Redakteur ist ein Schrifstseker, der für jede Nummer des Wochenblattes mit einem Gulden bezahlt wird, also, wie ihn der Vorsitzende richtig

bezeichnete, bloßer Strohmann und Sitzredakteur ist. Der Mitarbeiter, der die schönen Beiträge nach dem Französischen bearbeitet hatte, ist gleichzeitig Redakteur eines andern Organs „Die Kunst,“ und auf die Bemerkung des Staatsanwalts, daß beide auf gleicher Stufe stünden, entgegnete er würdevoll, seine „Kunst“ sei ein anständiges Blatt.

Die Verteidiger, mit den bezeichnenden Namen Ellbogen und Rosenfeld, fanden natürlich die Aufsätze ganz harmlos. Der eine erklärte es für unbegreiflich, daß in einer Zeit, wo Zola und Maupassant „Klassiker der Weltliteratur“ geworden seien, dergleichen gerichtlich verfolgt werden könne, und der zweite schwang sich zu der vollen Höhe „forensischer Beredsamkeit“ empor, indem er feierlich gegen diesen Versuch der Unterdrückung „einer neuen Kunstrichtung, des Naturalismus,“ protestierte. Wenn sie diesem Versuche nicht widerstünden, rief er den Geschwornen zu, dann sei es „mit aller Kunst und Litteratur für alle Zeiten aus und vorbei.“

Daß es, wenn solchem Treiben nicht gesteuert würde, bald mit manchem „aus und vorbei“ sein würde, unterliegt keinem Zweifel.



Litteratur

Feldpostbriefe eines vermißten ehemaligen Ausraners aus dem Kriege 1870. Von G. Türk. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893

Die Litteratur der Kriegserinnerungen zählt schon nach hunderten. In den letzten Jahren, wo viele von den 1870ern in das Alter eingetreten sind, das zum Rückblick und zur Sammlung neigt, ist sie noch rascher gewachsen als früher. Auch litterarische Handwerksgefallen, die leider nur der litterarischen Gewerbefreiheit ihre Aufnahme in die Kunst verdanken, haben Buch auf Buch über die große Zeit zusammengeschmiert, über Geschehenes und Nichtgeschehenes gleich fix berichtet, wie z. B. der wortreiche Herr Tanera, der uns das Übel zufügt, seine Soldaten in Dialekten reden zu lassen, die er selbst nicht versteht. Glücklicherweise ist aber auch so manches Büchlein in dieser Menge, das man nur aufzuschlagen braucht, um einen Hauch des Geistes von 1870 zu spüren, der uns in diesen Jahrestagen großer Ereignisse, die nun bald ein Menschenalter hinter unter uns liegen werden, doppelt wohlthuend anweht. Die „Feldpostbriefe eines vermißten ehemaligen Ausraners“ erfüllen uns selbst mit dem Schwung, der diese junge Seele in den Krieg führte. Das bereite Verständnis für das Kriegshandwerk, dabei die Bescheidenheit, die Menschlichkeit, und über allem der Todesmut, alles selbstverständlich, ohne Pose — so waren sie, die, um ein Wort des alten Hase an einen seiner drei Söhne, die damals in Frankreich dienten, zu wiederholen, „rüstig fortführen, die Gottesgerichte an Frankreich zu vollziehen und soweit es der einzelne an dem einzelnen hie und da vermag, zu mildern.“ Bei unserm Ausraner läuft dabei gelegentlich auch ein sächsisches Späßchen mit unter, das ihn uns menschlich nur noch näherrückt. Wir machen Metz, Sedan und Paris mit ihm durch, bis ihn bei